

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 76 (1996)
Heft: 10

Rubrik: Dossier : Goethe heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anton Krättli

GOETHE'S «FAUST»-DICHTUNGEN

Texte und Kommentar

Im Rahmen der Goethe-Ausgabe in vierzig Bänden, die im Deutschen Klassiker Verlag erscheint, haben die zwei Bände mit dem vollständigen Text der «Faust»-Dichtungen und den Kommentaren dazu, herausgegeben von Albrecht Schöne, besonderes Gewicht¹.

Der Textband enthält Goethes Theateraufzeichnungen zum «Faust». Handschriften in Abbildung, sodann den ersten Teil der Tragödie nach der Taschenausgabe der Ausgabe letzter Hand von 1828, und den zweiten Teil nach der Handschrift H. Der Text des «Urfaust» folgt in Schönes Edition der Niederschrift von Luise von Göchhausen, ohne berichtigenden, ergänzenden oder vereinheitlichenden Eingriff, auch dann nicht, wenn offensichtliche Irrtümer vorliegen sollten.

Die Ausgabe enthält in solchen Fällen am Fuss der betreffenden Seite den Wortlaut des «Faust» I. Vollständig sind ausserdem die Paralipomena in die Ausgabe aufgenommen und ein Vorschlag des Herausgebers für eine Bühnensfassung der Walpurgisnacht unter Einbezug der Satansszenen, die Albrecht Schöne schon 1982 in seinem Buch «Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult – Neue Einblicke in alte Goethetexte» zur Diskussion gestellt hat². Goethe selbst hat in der Handschrift seiner Frühfassung im Blick auf eine mögliche Veröffentlichung «Anstandsstriche» angebracht, derbe Ausdrücke gemildert und die Satansszenen in jenen «Walpurgisack» verbannt, den er in einem Gespräch mit Falk erwähnt. Schöne, dessen Edition und Kommentierung dieser lange verbannten Teile der Dichtung schon 1982 Aufsehen erregten, will mit seinem Vorschlag einer Bühnensfassung der Walpurgisnacht, die sie nun wieder einbezieht, nicht andeuten, der Autor habe sich die Sache genau so gedacht; aber er stellt die

entsprechenden Paralipomena in einen einsehbaren szenischen Zusammenhang und gibt damit gewissermassen einen «Kommentar mit anderen Mitteln». Schliesslich enthält der Textband auch Zeugnisse zur Entstehungsgeschichte, also Ausschnitte aus Briefen und Gesprächen Goethes, ferner Leseanweisungen, die er an verstreuten Stellen seines Werks dazu gegeben hat.

Elementarhorizonte

Ist an sich diese Präsentation der «Faust»-Dichtung, ihrer Vorstufen und Materialien schon ein dankenswerter Dienst an getreulicher Überlieferung, so stellen die im zweiten Band vereinigten Kommentare eine in ihrer Akribie und Übersichtlichkeit einzigartige Leistung des Göttinger Germanisten dar. Wolfgang Schadeewaldt sagt einmal, vermutlich würde die Interpretation der grossen Dichtwerke nicht wenig an Sicherheit gewinnen, wenn man mit der Einsicht Ernst machen wollte, «dass das grosse Kunstwerk zwar in der ihm eigenen Totalität unausschöpflich ausdeutbar ist und deswegen auch zahlreiche Deutungen neben- und nacheinander hervorruft, die einander ablösen, aber nicht notwendig aufheben mögen, dass es andererseits aber einen einzigen Elementarhorizont des Kunstwerkes gibt, der zwar verschiedenen «richtigen» Deutungen Raum gewährt, aber seinerseits nicht verlassen werden darf, ohne dass man ins Falsche und Unsinnige gerät». Ein Kommentar ist noch keine Interpretation. Aber

¹ Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche in vierzig Bänden. Band 7/1 und 2: Faust, Texte und Kommentare, herausgegeben von Albrecht Schöne. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1994.

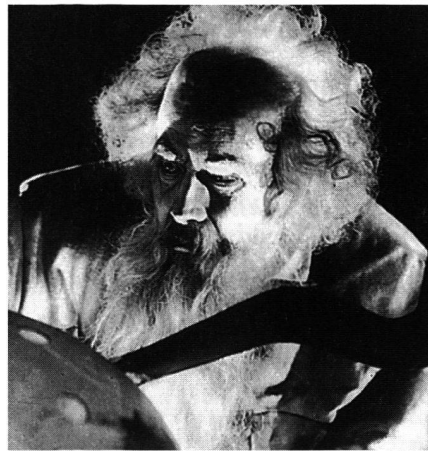
² Albrecht Schöne: Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult. Neue Einblicke in alte Goethetexte. Verlag C. H. Beck, München 1982.

indem er schwierige Stellen erklärt, Verborgenes aufdeckt, sich Rechenschaft gibt über Entstehungsphasen des Werks und über Selbsterklärungen des Dichters, endlich auch bezieht, was sich aus einer auf annähernd zehntausend Titel angewachsenen «Faust»-Forschung als gesicherte Erkenntnis bewährt hat, macht er jenen Elementarhorizont des Kunstwerks sichtbar, von dem Schadewaldt spricht.

Goethe selbst hat im übrigen seinen Lesern gerade im Hinblick auf den «Faust» geraten, sie möchten sich das Leben nicht allzu schwer machen mit *«tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen»*, sondern sie sollten die Courage haben, sich den Eindrücken hinzugeben und sich ergötzen zu lassen. Das ist wohl richtig und gut gemeint. Aber erstens hat ein heutiger Leser nicht nur die Distanz zweier Jahrhunderte zu überwinden, die ihn von Goethes «Faust» trennen, sondern er bedarf der Anleitung und Belehrung angesichts einer Fülle von Namen, Anspielungen, symbolischen und mythologischen, kulturgeschichtlichen und literarischen Einzelheiten, die das Werk enthält. Und zweitens gilt es ganz einfach, ihm den Zugang zu ebnet, indem ihm durch allgemein verständliche und sachliche Erklärungen die «fromme Scheu» vor einer Dichtung genommen wird, der er sich kaum zu nähern wagt. Erläuterungen also, die nicht schon ihrerseits wieder einschüchternd wirken, – das ist es, was Albrecht Schöne geschaffen hat: *«eher belebend und aufregend»*, ein Kommentar eben, der sich *«weniger anbetend»* als vielmehr *«kritisch begeistert»* verhält, wie er seine Absichten selbst einstuft. Den Benützern des Kommentars gibt er die beruhigende Zusicherung, alles brauche man nicht zu lesen, mit Vorteil indessen doch die Vorbemerkungen zur «Faust»-Dichtung und die Angaben zum Text: *«Bevor man sich zum Essen setzt, empfiehlt sich ein Blick in die Küche.»*

Der Stellenkommentar, sozusagen die Erläuterung vor Ort, ist so gehalten, dass sich weniger geübte und vorgebildete Leser nicht im Stich gelassen fühlen und Sachkenner nicht durch allzu penetrante Belehrung zurückgestossen werden. Von besonderer Bedeutung sind hier die Informationen zur Intertextualität mancher Stelle, also zu Fällen, in denen dem

«Faust»-Text ein Subtext unterlegt ist, den aufzuspüren das Verständnis vertieft. Es habe, schrieb Goethe an Zelter im Juli 1828, ein guter Kopf und Sinn allerhand zu tun, *«wenn er sich will zum Herrn machen von allem dem, was da hineingeheimnisset ist.»* In dankenswerter Weise trägt Albrecht Schöne Stellenkommentar auch dem Umstand Rechnung, dass unser Textverständnis im vorliegenden Fall nur schon dadurch erschwert wird, dass uns der zeitgenössische Kontext dieser Dichtung ferngerückt ist und also überall da in Erinnerung gerufen werden muss, wo sich aus dem Zeitenwandel Schwierigkeiten oder sogar



Faust (Gösta Ekman).
Regie: Friedrich Wilhelm Murnau, Deutschland 1926.
© Cinemathèque Suisse, Lausanne.

Missverständnisse ergeben könnten. Andererseits ist natürlich die Lektüre und Rezeption des «Faust» durchaus keine Rückkehr in längst vergangene Zeiten und keine lediglich auf Historisches gerichtete Beschäftigung. Da das Sprachkunstwerk lebt und auf uns Heutige zu wirken vermag, sind neue Deutungen, neue Sichtweisen nicht nur unvermeidlich, sie sind legitim, sofern sie in dem von Wolfgang Schadewaldt angesprochenen «Elementarhorizont» liegen.

Goethe – ein Grüner?

Ob das in *Hans Christoph Binswangers* interessantem und anregendem Versuch einer Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes «Faust» mit dem Titel «Geld und Magie» der Fall sei, hängt also davon ab, ob die Folgerungen, die daraus gezogen werden müssten, die Dichtung nicht auf ein Thema festlegen, das ihrem ins Weite und Offene zielenden Geist widerspricht³. Ich bezweifle, dass – wie *Iring Fetscher* im Nachwort zu Binswangers Schrift behauptet – hier der Nachweis erbracht sei, Goethe führe seinen Lesern im fünften Akt des zweiten Teils die Faszination und die Gefahren der Neuzeit, der Maschinenwelt und des aufkommenden Industriezeitalters vor Augen. Binswangers Verdienst besteht darin, dass er in der Alchimie eine «Klammer» für die an sich doch recht heterogenen

3 *Hans Christoph Binswanger: Geld und Magie. Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes Faust. Mit einem Nachwort von Iring Fetscher. Weitbrecht Verlag, Stuttgart 1985.*

Teile des «Faust» erblickt: im Streben nach dem «Stein der Weisen» und nach der «Goldmacherei». Im zweiten Teil wäre der Traum der mittelalterlichen Alchimisten, dem Zeitenwandel entsprechend, abgelöst durch den Traum des Unternehmers, des Ingenieurs und Machers, der – durch die moderne Geldwirtschaft und die Technik dazu in die Lage versetzt – unwirtliche Ländereien urbarisiert, für Millionen von Menschen Lebensraum schafft, sich selbst und allem Volk Nahrung und Reichtum. Dass dies nicht ohne Härte, konkret nicht ohne Zerstörung der Idylle von Philemon und Baucis in ihrer Hütte, erreicht wird, ist kein Beweis dafür, dass Goethe die «ökologische Krise der Industriegesellschaft» (Fetscher) vorausgesehen habe. Hingegen scheint mir Binswangers Deutung der modernen Wirtschaft als Fortsetzung der Alchimie mit anderen Mitteln auf jeden Fall bedenkenswert.

Und ein Zweites macht sein Buch deutlich. Er weist nach, wie gründlich der greise Goethe über die nationalökonomischen Theorien seiner Zeit informiert war. Dass die Idee des Faustischen Papiergeldes auf das historische Vorbild des Schotten *John Law* zurückgeht, der für den Prinzen von Orleans eine Notenbank und eine Handelsgesellschaft für den französischen Kolonialbesitz gründete, wird auch von Schöne erwähnt. *John Laws* geniale Schöpfung des Papiergeldes machte nachweislich die am Hofe des Prinzen beschäftigten Alchimisten überflüssig. Binswanger legt sodann besonderes Gewicht darauf, dass sowohl *Simonde de Sismondi*, der bedeutendste zeitgenössische Kritiker der Lehre von Adam Smith, dessen kritische Schrift in der von Goethe herausgegebenen «Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung» besprochen worden war, wie Goethe in seiner bekannten Ballade, die Legende vom Zaublerlehring heranzieht, ohne Zweifel als Gleichnis für die Mechanismen, die durch die moderne Wirtschaft, durch Kreditwesen und Maschinenwelt in Gang gesetzt werden.

Inkommensurables und Offenes

In Albrecht Schönes Literaturverzeichnis ist Binswangers Deutung der modernen Wirtschaft als alchimistischer Prozess er-

.....
 Die Idee des
 Faustischen
 Papiergeldes
 geht auf *John
 Law* zurück, der
 für den Prinzen
 von Orleans
 eine Notenbank
 gründete.

wähnt, der erste Teil des Buches, der 1982 als Zeitschriftenaufsatz in der «Neuen Rundschau» erschien. Im Stellenkommentar kommt Schöne jedoch darauf nicht zurück, weder in den Erläuterungen zu den Szenen der kaiserlichen Pfalz noch eben in denen zu Fausts Schlussmonolog im fünften Akt. Wahrscheinlich auch darum, weil er wohl nicht zu den «Unitariern» zählt, also zu den Interpreten, für die es wichtig ist, die Einheit der ganzen Dichtung nachzuweisen. Für Schöne zählt – im Hinblick auf den Zusammenhang des zweiten mit dem ersten Teil – mehr «*die Gewichtsverlagerung auf transpersonale Weltverhältnisse*», und die Selbständigkeit der Teile sind ihm, wie nachweislich ja auch Goethe selbst, wichtiger als die konsequente Durchführung und Fortsetzung einer im ersten Teil begonnenen Handlung. Goethe zu *Eckermann*: es komme «*bei einer solchen Komposition bloss darauf an, dass die einzelnen Massen bedeutend und klar seien, während es als ein Ganzes immer inkommensurabel bleibt, aber eben deswegen, gleich einem unaufgelösten Problem, die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt*».

Von den Teilen her, vor allem von den Bildern her, führt uns Schönes Kommentar an das «Inkommensurable» heran, besonders eindrücklich beispielsweise in den Erläuterungen zum Mummenschanz, wo szenische Phantasie und Bildverliebtheit des Dichters ein grosses Fest feiern. Schöne wehrt sich entschieden dagegen, die Allegorien des Maskenzuges allein unter «polit-ökonomischen» Gesichtspunkten zu sehen, weil das in unzulässiger Weise ihr Bedeutungsspektrum einschränkt. «*Goethes «ethisch-ästhetische Formel» vom Tanz einer glanzvoll sich repräsentierenden herrschenden Schicht auf dem Vulkan eines wirtschaftlich zerrütteten, moralisch korrumpierten, vom Aufruhr bedrohten Staatswesens hat doch wohl eine grössere Reichweite*», sagt er. Das schliesst nicht aus, es schliesst im Gegenteil ein, dass sich, wie Schöne an anderer Stelle schreibt, «*die «Faust»-Texte für Einsichten öffnen können oder dass sie Erfahrungen in sich aufzunehmen vermögen, die den Vorstellungsbereich des Autors und den Horizont seiner eigenen Zeit übersteigen*». ♦

Arthur Häny

EIN GOETHE FÜR UNSERE ZEIT

Nicholas Boyles Goethe-Monographie

Wer Goethes Leben beschreibt, hat eine ungeheure Fülle von Material zur Verfügung: die Zeugnisse der Zeitgenossen, Goethes pfleglich detaillierte Selbstbetrachtung, unzählige Briefe und Dokumente. Nicholas Boyle hat so ausgreifend und exakt recherchiert wie kaum ein anderer. Es ist ihm gelungen, dieses Werk vor seinem eigenen biographischen, sozialen, historischen und philosophischen Hintergrund darzustellen. Das zeitgenössische Umfeld und die Biographie: Beide sind beispielhaft dargestellt. Boyle geht dabei chronologisch vor; auf Abschnitte, die das Leben beschreiben, folgen solche, die das Werk interpretieren.

Nicholas Boyle, Dozent für deutsche Literatur- und Geistesgeschichte an der Universität Cambridge, legt hier den ersten Band seiner Goethe-Monographie vor; er umfasst den Zeitraum von 1749–1790. Das Buch ist von Holger Fliessbach vorzüglich ins Deutsche übersetzt worden. Der zweite, abschliessende Band soll bis zum 250. Geburtstag Goethes erscheinen¹.

Goethe erscheint einerseits als der geniale, souveräne, mitreissende Mensch und Künstler, als uneigennütziger Helfer von Freunden und Bedrängten, als kluger Vermittler und Weltmann. Andererseits wirkt er oft egozentrisch, auch ängstlich, Selbstzweifeln und wechselnden Stimmungen ausgesetzt. Boyle schildert keinen «Olympier», sondern einen Menschen. Er durchdringt ihn psychologisch, ohne doch je ausser acht zu lassen, wie einzigartig er gewesen ist.

Boyles Goethe-Darstellung verspricht ein monumentales Werk zu werden, welches das Goethe-Bild unserer Zeit lebendig erneuert.

Die Biographie

Der Band schildert Goethes Leben von der Geburt bis zur zweiten Italienreise. Detailiert werden die ersten Jugendjahre beschrieben, die Studienzeit in Leipzig, die Krisen- und Krankheitsepoche danach, dann die Genie-Periode des «Sturms und

Drangs» und die Übersiedlung nach Weimar. Besonders eindrücklich stellt Boyle den Weimarer Hofkreis dar mit dem dominanten, doch selbstbeherrschten Herzog Carl August, seiner unternehmungslustigen Mutter und der passiv-leidenden Gemahlin. Und da ist auch die empfindsame, mondartig blasse, aber höchst anspruchsvolle Charlotte von Stein, der Goethe ein langes Jahrzehnt seines Seelenlebens gewidmet hat. Fesselnd zu lesen auch die erste Italienreise: Goethes heftige Sehnsucht nach Rom, deren Erfüllung ihn halbwegs enttäuschte, die Malerfreundschaften dort und das ambivalente Verhältnis zu all den versteinerten Altertümern, nicht zu vergessen die Vesuvbesteigungen. Ich denke, dass jeder junge Germanist, der sich mit Goethe beschäftigt, auf Boyle zurückgreifen sollte.

Werk-Interpretationen

Die Interpretation beschränkt sich nicht auf die bekannteren Werke, sondern umfasst das ganze, voluminöse Corpus von Goethes Dichtung. (Der junge Goethe hatte noch hier und da ein Autodafé seiner opera minora veranstaltet; dem späteren ist das nicht mehr passiert.) Ich kann mit Boyle nicht einig gehen, wenn er behauptet, dass seine «biographische Studie» (wie er sie allzu bescheiden nennt) «so wenig Vorkenntnisse über ihren Gegenstand wie nur möglich» voraussetze. Dazu ist sie denn

¹ Nicholas Boyle: *Goethe, der Dichter in seiner Zeit*, Band I, 1749–1790, Verlag C. H. Beck, München 1995.

doch zu gelehrt geschrieben und setzt beträchtliche Bildung voraus. Wenn der Horizont des Interpreten sehr weit ist, färbt das immer auf die zu interpretierenden Texte ab. Das fällt z. B. beim «Götz von Berlichingen» auf. Aber gewiss bezeugen gerade auch die Interpretationen ein ausserordentliches Wissen.

«Nur wer die Sehnsucht kennt...»

So singen Mignon und der Harfner im «Wilhelm Meister», und Mignon ist ja geradezu die Verkörperung der Sehnsucht. Boyles Buch trägt den Untertitel «Dichtung des Verlangens». In der Tat walteten beim jüngeren Goethe die Sehnsucht und das Verlangen vor.

Sehnsucht nach Gott und der Natur: Wenn der Dichter «im Blütendampfe die volle Welt» erblickt, will er ganz in ihr untergehen. «Umfangend umfassen» möchte Ganymed sich vereinen mit dem Göttlichen, das ihm in der Natur begegnet. Das Subjekt des Dichters sehnt sich nach dem Objekt jenes Göttlich-Ganzen, von dem es durch die Individuation getrennt worden ist. Auch Tasso erfährt das Unglück seines Daseins noch als eine totale «Trennung von Subjekt und Objekt». Die Vereinigung von Subjekt und Objekt kann künstlerisch im vollendeten Gedicht, kann menschlich auch in der Liebe erfolgen. Sie ist ein seltenes Geschenk, das Geschenk eines glückhaften Augenblicks. «Über allen Gipfeln / Ist Ruh» – dieses «Nachtlied» hält einen solchen Augenblick fest; «Warte nur, balde / Ruhest du auch»: Der Dichter ist hier im Begriff, mit einzugehen in den tiefen Frieden der Natur.

Sehnsucht nach der Frau: Der junge Goethe stürzte sich in Liebesabenteuer, aus denen er sich jeweils überstürzt wieder losriss. Das tragische Schicksal *Friederike Brions* ist das deutlichste Beispiel. Aber auch *Charlotte Buff* und *Lili Schönemann* gehören in diesen Zusammenhang. Werther verzehrt sich nach seiner Lotte, und auch Tasso, «der gesteigerte Werther», umarmt im Affekt die hochadelige Prinzessin. Er scheint damit, als Bürgerlicher, «was Ungeheueres» zu begehen! Die Liebe endet jeweils im Verzicht. Der Wahrheit zuliebe muss man sagen, dass der junge Goethe die unerreichbare Geliebte der erreichbaren vorgezogen hat. Werther

wusste, dass Lotte schon verlobt war. Und die eigene Verlobung mit Lili Schönemann löste Goethe auf, weil er sich alle Optionen offenhalten wollte. Boyle zeigt, wie sehr sich der Dichter durch diese Ehe an Frankfurt gebunden hätte – aber Lili selber wäre ja sogar bereit gewesen, mit Goethe nach Amerika auszuwandern! Goethe hat, wenn ich so sagen darf, die Sehnsucht dichterisch ausgebeutet. Oder wie soll man es deuten, dass er in Weimar im Bannkreis der Frau von Stein diese mondänen Gefühle so lange weiterpflegte? Bis er sich in den Armen der Römerin *Faustina* und der *Christiane Vulpius* zu den «Freuden des echten nacketen Amors» bekehrt hat.



«Alle Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt.» Lili Schönemann, mit der Goethe kurz verlobt war. Deckfarbe auf Elfenbein, anonym um 1785/90. Freies Deutsches Hochstift, Frankfurter Goethe-Museum

Die Last der Konvention

Es ist bemerkenswert, wie sich die Abspaltung des Subjekts vom Objekt in allen Lebensbereichen vollzieht. Die gesellschaftliche Konvention trennt scharf das Bürgertum vom Adel. Die moralische Konvention kompliziert die Beziehung der Geschlechter. Die religiöse Konvention entstellt die Frohbotschaft Christi. Im Protestantismus verkommt das Christentum zur dünnen Dogmatik, im Katholizismus zum liturgischen Pomp. Die heftige Polemik Goethes in den Venezianischen Epigrammen zeigt, wie sehr er unter dem unzulänglich verkündeten Christentum gelitten hat. Denn auch er sehnte sich nach dem «Alliebenden Vater». Ich glaube nicht, dass Goethe ein «ehrlicher Atheist» war, wie Boyle behauptet. Dazu war seine Ehrfurcht vor dem «Oberen Leitenden» zu gross. Dass er das wahre Wesen Christi verkannte, dass er in ihm statt einer Lebenshilfe eine Lebenshemmung sah, ist ebenso bedauerlich wie verständlich. Weder die in ihrer Tradition gefangenen Kirchen noch der schwärmerische Pietismus noch die Bekehrungswut *Lavaters* konnten ihn eines Besseren belehren.

Wie dem auch sei – der Vollendung von Nicholas Boyles Goethe-Werk darf man mit grosser Erwartung entgegensehen. ♦

GOETHE AUS DER NÄHE

Gernot Wolz,

geboren 1935, studierte Germanistik, Geschichte und Sozialkunde an der Universität Regensburg; Staatsexamen 1980.

Nach Referendariatsdienst am Gymnasium seit 1983 Dozent für Deutsch als Fremdsprache am Studienkolleg Coburg. Freie Mitarbeit im Feuilleton mehrerer Tageszeitungen.

Die Resonanz auf Goethes Werke war stets literarischen Moden unterworfen. Weniger anfällig erwies sich die Ausstrahlung seiner Person auf Zeitgenossen und Nachwelt. Den Bewunderern blieb er der Gipfel des Parnasses, dem jeweiligen Zeitgeist seiner Gegner bot er als «Heide», «Fürstenknecht» oder «Franzosenfreund» genügend Reibungsflächen. Noch immer vermag seine Person viele zu faszinieren, die seiner Dichtung unschlüssig gegenüberstehen.

Begünstigt durch ein langes Leben und frühen Dichterruhm reifte Goethe zu einer Ausnahmeerscheinung, konnte er doch selbst zu Lebzeiten – wie kein Autor vor und nach ihm – ein halbes Jahrhundert als Klassiker auskosten. In Musen und Wissenschaften beheimatet, repräsentierte er zuletzt das Wissen seiner Zeit. Für die Nachgeborenen wurde er zum Ideal bürgerlicher Bildung und unerreichbar, als im Zuge industrieller Revolutionen der Zerfall dieses Ideals voranschritt; diese Tendenz war bereits zur Zeit des späten Goethe zu spüren und überhöhte ihn zusätzlich, so dass er seiner Umgebung als Übermensch erscheinen konnte, zu dem man gleich einem Orakel pilgerte.

Goethegespräche haben mittlerweile Tradition im Artemis Verlag. Seit den sechziger Jahren erschien die umfassendste Sammlung zeitgenössischer Berichte von Wolfgang Herwig, welche die Biedermannsche Ausgabe der Jahrhundertwende ergänzte und aus der Klessmann seine Auswahl bezog¹. Zudem gab es innerhalb der Goethe-Gedenkausgabe bei Artemis zwei Gesprächsbände, die damals Pfeiffer-Belli verantwortete. Waren letztere umfangreicher und dank des ausführlichen Registers als Nachschlagewerk geeignet, so bietet uns Klessmann ein kompaktes Lesebuch. Sehr hilfreich sind dabei die den Berichten nachstehenden kurzen Anmerkungen. Sie konzentrieren sich auf die Vorstellung der Personen, bieten Worterklärungen, wo diese durch den Sprachwandel angezeigt erschienen, und erhellen biographische Zusammenhänge.

Auswahlkriterium war, laut Nachwort, «wenig vom Allzubekannten» zu bringen – und in der Tat, die Hälfte der Texte findet sich nicht bei Pfeiffer-Belli. Briefe, Tage-

bücher, Memoiren sind meist chronologisch geordnet, das überschriebene Datum bezieht sich auf den Zeitpunkt der Niederschrift und gibt damit einen Hinweis auf die Authentizität der Erinnerung. Die Palette ist breit, sie reicht von Dienstboten bis zu Fürsten, von einer einmaligen, flüchtigen Begegnung bis zu den Vertrauten des Dichters. Dass Eckermanns «Goethe Gespräche», seit jeher ein eigener Band, unberücksichtigt blieben, ist einleuchtend. Schmerzlich vermisst man jedoch fremdsprachige Quellen. Bei Pfeiffer-Bellis Auswahl im Original aufgeführt, hätten sich hier zumindest einige Texte in Übersetzung angeboten, wie etwa von Aussenminister Talleyrand oder dem englischen Autor Thackeray; diese wären dem deutschsprachigen Publikum zum einen nicht «allzu bekannt» gewesen und hätten zum anderen durch eine weitere Perspektive das Goethebild abgerundet. Dafür sind die Berichte fast immer ungekürzt wiedergegeben – ein Vorzug gegenüber der älteren Auswahl, die ganz dem Geschmack der Nachkriegszeit verpflichtet, Texte dort glättet und kürzt, wo Peinlichkeiten verzeichnet sind: so beim Alkoholismus von Goethes Frau oder dort, wo die Harmonie Gefahr läuft, durch Konflikte aus den Fugen zu geraten.

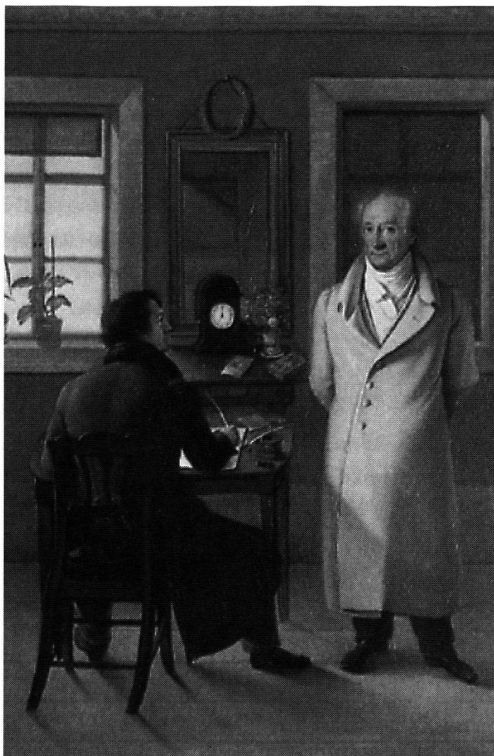
Klatsch, Konflikte, Künstlerwelten

Klessmann führt uns die Weimarer Gesellschaft in ihrer Einzigartigkeit, aber ungeschönt vor Augen. Wir sehen, wie Goethe als universeller Geist mit seinem Napoleonorden, dem «Schandkreuz», nicht allein bei frühen Nationalisten aneckt; sogar Wilhelm von Humboldt zeigt sich irritiert. Ebenso wenig entspricht sein Liebes-

¹ Goethe aus der Nähe. Texte von Zeitgenossen, ausgewählt und kommentiert von Eckart Klessmann. Artemis und Winkler, 1994.

leben den Vorstellungen seiner Zeit; wir werden Zeugen des Rufmords an *Christiane Vulpius* durch bigotte Damen der Hofgesellschaft unter Anstiftung Frau von *Steins* und *Charlotte Schillers*; wenig Noblesse beweisen sie, als Goethe schliesslich sein ungesetzliches Verhältnis durch die Heirat legitimiert. Welch charakterliche Enge, die Glückwünsche zu verweigern! Grosszügiger erwies sich *Johanna Schopenhauer*, die ihrem Sohn *Arthur* schreibt: «...ich empfang sie, als ob ich nicht wüsste, wer sie vorher gewesen wäre, ich denke, wenn Goethe ihr seinen Namen gibt, können wir ihr wohl eine Tasse Tee geben.»

Es liegt in der Natur der Sache, dass die Quellen um so reichlicher fliessen, je älter Goethe wird. So muss die Altersweisheit dominieren, die aber – und darin liegt das Geschick von Klessmanns Anordnung – öfters mit humorvollen Anekdoten gewürzt ist, so dass nie Monotonie aufkommt. Die Zahl der Besucher nimmt zu, jeder will dem Mythos zu Lebzeiten begegnen, von ihm etwas aufschneiden und der Nachwelt überliefern, um auf solche Weise vom Glanz seiner Sonne etwas abzubekommen. Goethes Steifheit und Distanz, oft beklagt und von Besuchern gefürchtet, waren notwendiger Selbstschutz vor Sensationsgier und Vereinnahmung. Und doch lag es allein am Gast. Das bürgerliche Zeitalter war gesellig, der frostige Herr Geheimrat vermochte rasch aufzutauen, und mancher Namenlose verliess die kurze Visite mit einer Einladung zum Mittagessen. Der Kunstsammler *Sulpiz Boisseree*, dem Goethe beim ersten Empfang «nur einen oder zwei Finger» gab und der tags darauf «schon den ganzen Arm» bekam, gewann nicht nur Goethes Freundschaft, sondern auch dessen Interesse für altdeutsche Kunst. Es war eine Sensation, dass der «Verkünder der Antike», dem «Hass



Goethe im Arbeitszimmer, seinem Schreiber John diktierend. Ölgemälde von

J. J. Schmeller 1829/31 (aus dem Umschlag des besprochenen Buches).

auf christliche Sujets» nachgesagt wurde, zum Gegenbesuch nach Heidelberg kam und dort Boisserees Sammlung frommer mittelalterlicher Kunst bewunderte. Trotz Schilderung missglückter Besuche überwiegen die heiteren Töne. Die meisten sind von Goethes Menschenfreundlichkeit überrascht und beeindruckt von seiner imposanten Erscheinung: Apoll persönlich. Noch im Alter erregt stets von neuem sein «Jupiterkopf» Erstaunen.

Gespräche zwischen Bürgern

Kaleidoskopisch setzt sich ein Bild von Goethes Leben und Person zusammen. Es schiebt sich vor sein Schaffen und doch sind diese Gespräche Teil seines Werks, sie erleichtern den Zugang zu dem angeblich so schwer nahbaren Klassiker. Die Bedeutung dieser Sammlung reicht indes weiter und macht sie zu einem bewundernswerten Dokument bürgerlicher Sprachkultur und Lebensform. Frappierend fällt uns die Isolation der Künstler in unserem Jahrhundert auf – etwa *Gottfried Benn*, dessen geistiger Austausch sich lange Zeit in Briefen mit *Oelze* erschöpfte. In der Goethezeit waren die öffentlichen Räume noch vorhanden, die Begegnungen mit Fremden alltäglich. Ein rührendes Beispiel von Umgangsformen voller Feingefühl und Charme bot sich Goethe in Karlsbad. Ein böhmischer Kaufmann war mit ihm auf einer Kurbank ins Gespräch gekommen und belies dem Dichter zunächst diskret sein incognito; er spielt den Ahnungslosen und erst nach weiteren Treffen ohne Verabredung beendet er das Versteckspiel, aber nicht das Spiel. Er gibt vor, jetzt erst erfahren zu haben, mit wem er die «seltene Ehre» habe. Als Goethe Karlsbad verlässt, bittet er nicht plump um ein Autogramm – man hatte schliesslich Lebensart: «Erlauben, Exzellenz, dass ich Ihnen zur Erinnerung an Böhmen einen echten Melniker Wein nach Weimar schicke, den Exzellenz die Güte haben werden, mittels Quittung als empfangen zu bestätigen; diese wird dann mein Autograph sein.» Solche dem Sinn nach wiedergegebene Gespräche hat *Ernst Jünger* einmal «die eigentliche Realität» genannt; und Klessmann gräbt eine Aura aus, die sich wohltuend von den mit Banalitäten gefüllten Tonbändern unserer Tage abhebt. ♦

DEUTSCHLAND, EIN GOETHE-MÄRCHEN?

Michel Tournier,

geboren 19. Dezember 1924 in Paris, Jus- und Philosophie-Studium (Licence en droit und ès lettres), Journalist, später Lektor bei Plon, Mitarbeiter der «Nouvelles littéraires», Mitglied der Académie Goncourt, Schriftsteller und Übersetzer E. M. Remarques. Im deutschen Sprachraum wurde er mit seinem mehrfach ausgezeichneten Roman «Der Erbkönig» bekannt. Volker Schlöndorff diente er als Vorlage für seinen Film «Der Unhold». Tournier begleitete französische Staatspräsidenten zu Staatsbesuchen nach Bonn und Ost-Berlin.

Kein französischer Schriftsteller kennt Deutschland besser als Michel Tournier. Bereits 1946 immatrikuliert sich der Philosophiestudent an der Universität Tübingen. 1989 gehört er zu den wenigen französischen Intellektuellen, welche die deutsche Wiedervereinigung befürworten. 1970 erscheint Tourniers Roman «Der Erbkönig», eine Auseinandersetzung mit Goethes berühmter Ballade. Der nicht unumstrittene Roman beschreibt die Gewalt der Verführung nicht nur als politisches Prinzip der Nazis, sondern auch als Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Mit Michel Tournier sprach Wolf Scheller.

In Ihrem autobiographischen Werk «Der Wind Paraklet» haben Sie sinn- gemäss geschrieben, in der DDR werde «das alte Deutschland» aufbewahrt. Ist das ein historischer Mythos, oder was meinten Sie damit?

Tournier: Nein, von einem Mythos kann man hier nicht sprechen, obwohl ich in der DDR immer gesagt habe: Sie sind Preussen, warum sagen Sie das nicht? Das ist doch eine grosse Vergangenheit?

Leider nicht nur eine grosse...

Tournier: Im grössten Teil doch... Aber in der DDR war man schockiert, wenn ich so etwas sagte. Da muss ich eine Anekdote erzählen: Ich war oft in Ostberlin «Unter den Linden» und war immer traurig darüber, dass auf dem Sockel des Denkmals vom *Alten Fritz* das Standbild fehlte. Eines Tages war das Reiterdenkmal wieder da, und ich sagte mir: Endlich hat die DDR ihre preussische Vergangenheit anerkannt. Ein alter Berliner hat mir damals gesagt: Wissen Sie, die haben ihn umgedreht. Vor dem Krieg ritt er gegen Westen Richtung Brandenburger Tor, und heute reitet er Richtung Osten... Zweiter Teil: Etwas später fahre ich mit dem damaligen französischen Ministerpräsidenten *Laurent Fabius* nach Ostberlin. Am nächsten Tag stehen wir «Unter den Linden» alle an dem Denkmal des *Alten Fritz*, und ich erzähle Fabius die ganze Geschichte, die ich von dem alten Berliner gehört hatte... Ein oder zwei Jahre später befinde ich mich in der Botschaft der DDR in Paris. Der neue DDR-Botschafter hat gerade seinen Antrittsbesuch bei *Mitterrand* gemacht. Er sagte mir, *Mitterrand* interessiere sich sehr für die DDR, er habe ihn sehr freundlich

aufgenommen. Aber wissen Sie, was er behauptet: Wir hätten den *Friedrich* umgedreht... er sei vor dem Krieg gegen Westen geritten und jetzt reite er nach Osten, aber das ist total falsch, und ich möchte nur wissen, wer ihm so etwas erzählt hat. Ich habe daraufhin nichts gesagt, sondern bin sofort in eine Buchhandlung gelaufen und habe mir eine Fotografie besorgt. Und da konnte ich sehen, dass der *Alte Fritz* immer gegen Osten geritten war...

Was ist für Sie «das alte Deutschland»?

Tournier: Als ich Kind war, wohnten wir oft in Deutschland, zum Beispiel auch in Thüringen. Und da gab es ein bestimmtes Milieu: Wie die Leute aussahen, wie die Wohnungen eingerichtet waren, wie es in der Umgebung roch, was man ass... das alles war in Westdeutschland verschwunden. Aber ich habe es in kleinen Städten und in Dörfern Ostdeutschlands wiedergefunden. Ein Beispiel: Wir wollten bei einem Besuch nicht in ein Restaurant gehen, weil es sowieso keins am Ort gab. Stattdessen haben wir ein Esspaket mitbekommen. Als ich das öffnete, war ich wirklich fünfzig Jahre zurückversetzt. Da war die Leberwurst, die Schwarzwurst... alles... der Geruch... war wie in meiner Kindheit. Das war, was ich damit sagen wollte, als ich schrieb, die DDR sei ein Museum des alten Deutschlands.

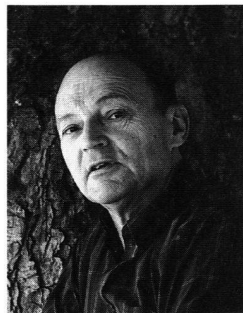
An anderer Stelle sagen Sie: Deutschland sei das Land Ihrer Träume, es mache Sie krank und auch wieder gesund. Wie fühlen Sie sich denn zur Zeit?

Tournier: Zur Zeit habe ich einige Schwierigkeiten. Vor drei Jahren habe ich

die Goethe-Medaille bekommen, aber ich habe auch gehört, dass dies nicht ohne Schwierigkeiten geschehen ist. Ein Mitglied der Jury war dagegen, vermutlich, weil ich immer Dinge sage, die man nicht sagen darf. Ich habe immer Schwierigkeiten mit Deutschland gehabt, auch schon als Kind. Ich kam aus einer Germanistenfamilie, ich war der kleine Idiot, der nie ein Wort Deutsch richtig sprechen würde. Wenn die Tournier-Familie die deutsch-französische Grenze überschritten hatte, sprachen wir Deutsch untereinander, das war die offizielle Sprache. Und ich habe natürlich dagegen rebelliert. Das war meine erste Schwierigkeit mit Deutschland. Dann war ich neun Jahre alt – damals in Deutschland, als die Nazis zur Macht kamen. Man konnte es auf der Strasse sehen. Ich habe das alles miterlebt, mitangesehen: Paraden, grosse Manöver, Lichtkathedralen. Ich war vierzehn, als der Krieg ausbrach, ich war fünfzehn, als Frankreich zusammenbrach. Mein Vater war Soldat – zum zweiten Mal –, und ich war Chef der Familie, sozusagen, denn ich war allein mit meiner Mutter, meiner Schwester und zwei kleineren Brüdern. Wir sind mit dem Wagen durch ganz Frankreich gefahren, das war ein grosses Abenteuer für mich... und dann kamen die vier Jahre Besatzung, und ich bin dreimal dem Tod im letzten Augenblick entflohen, obwohl ich gar nichts gemacht und nichts mit dem Widerstand zu tun hatte... Also, Deutschland ist für mich ein Problem gewesen. Aber das gehört zu meiner Vergangenheit, das gehört zu meiner Persönlichkeit. Zu meinen besten Freunden gehören mindestens drei Deutsche, und ich kann mir kein Jahr vorstellen ohne ein oder zwei Reisen nach Deutschland.

Stört es Sie, wenn Ihnen durch all die Jahre der Vorwurf von Jean Améry vorgehalten wird, Sie hätten mit Ihrem «Erlkönig»-Roman die NS-Zeit ästhetisiert?

Tournier: Das ist so ein sinnloser Vorwurf. Mein Buch heisst «Der Erlkönig». Der «Erlkönig» ist eine Ballade von Goethe, und was steht darin? Das ist der Versuch eines Königs, einen kleinen Knaben zu verführen... «Komm, gar schöne Spiele spiel ich mit Dir!» Und er sagt: Es wird alles wunderbar, ich gebe Dir Blumen, wir werden Musik machen und zusammen tanzen mit meinen Töchtern...



Michel Tournier
Photo: Isolde Ohlbaum

Der Versuch der Verführung führt zum Tode. Der «Erlkönig» ermordet das Kind. Ich habe das als Kind in Deutschland erlebt, wie die ganze Propaganda der Nazis auf die Jugend ausgerichtet war, das heisst: auf mich. Das ist aber eine alte Geschichte. Napoleon hat auch so etwas gesagt, wenn er einem jungen französischen Bauern versprach: Komm mit mir, ich gebe Dir eine schöne Uniform, wir werden zusammen Europa erobern, und vielleicht hast Du einen Marschallstab in Deinem Tornister. Das war Napoleon, der korsische Oger. Aber das haben die Nazis natürlich sehr viel weiter getrieben, und als kleiner Junge in Deutschland bekam ich das zu spüren, und es wurde Thema meines Buches: die Verführung der deutschen Jugend auf einer «Napola». Das waren die SS-Schulen... und wie das dann alles in den Tod führte. Es ist also grotesk, wenn man mir vorwirft, ich hätte die NS-Zeit ästhetisiert. Das war ästhetisch von vornherein... Die Armee, das Militär überhaupt hat eine ästhetische Seite. Die Paraden, die Uniformen..., und ich darf an das Wort von Léon Blum erinnern, der gesagt hat: Sozialismus ist eine Moral, Kommunismus eine Technik und Faschismus eine Ästhetik. Ich brauchte die ganze Geschichte also nicht zu ästhetisieren, sie war an sich schon ästhetischer Natur.

Ist es nicht eine Verharmlosung, wenn Sie den Faschismus als Ästhetik definieren?

Tournier: Ich habe das nie getan. Der Faschismus ist keine Ästhetik, aber es gibt eine ästhetische Seite bei ihm, das ist nicht zu bestreiten. Goebbels war dazu da, der Rundfunk, die grossen Paraden, die Musik. Man kann die wagnerische Seite am Faschismus nicht verneinen. Das war der Versuch, die «Schönheit des Krieges und der Waffen» auch zu benutzen.

Sie haben gesagt, Goethes «Erlkönig» sei die Quintessenz der deutschen Seele?

Tournier: Ich habe gesagt, das ist für uns Franzosen das berühmteste Gedicht des berühmtesten deutschen Dichters. Das ist das allererste, was ein französischer Schüler lernt, wenn er in den Deutschunterricht geht. Vielleicht ist es nicht ganz so für die Deutschen, für die Franzosen aber ist es etwa wie bei *La Fontaine*. Aber einen so blöden Begriff wie «deutsche Seele», den würde ich nie benutzen.

Haben Sie während der letzten vierzig Jahre einen qualitativen Unterschied festgestellt zwischen der westdeutschen und der ostdeutschen Kultur?

Tournier: Die offiziellen Leute in der DDR haben das immer behauptet, aber das fand ich grotesk. Schliesslich kommt Günter Grass – der wahrscheinlich grösste deutsche Schriftsteller zur Zeit – aus Ostpreussen...

Aus Danzig...

Tournier: Ja, die «Blechtrommel» ist nicht aus Deutschland wegzudenken, das gehört zusammen.

Sie haben einmal gesagt, die westliche Konsumgesellschaft sitze auf den Schultern der Gastarbeiter, der Fremden. Woher rührt Ihr Engagement? Es lässt sich ja schon in Ihrem ersten Roman «Freitag oder Im Schosse des Pazifik» und zuletzt im «Goldtropfen» erkennen.

Tournier: Ich muss immer ein grosses Thema haben, sonst kann ich kein Buch schreiben, ich habe zu wenig Talent, um etwas aus dem Nichts zu machen, ich muss schon ein grosses Thema haben. Der «Erlkönig» – Krieg und Nazi-Regime – ist natürlich das grösste Thema für uns, und der «Goldtropfen», das ist das Gastarbeiter-Thema. Darüber wird überall in den Zeitungen geschrieben, in Deutschland, Frankreich oder in Italien, aber jedesmal in einer anderen Beleuchtung. Was wir Franzosen haben, das ist die besondere Beziehung zwischen Frankreich und Algerien. Der Algerienkrieg war eine furchtbare Periode, in der dreissig- oder sogar fünfzigtausend Franzosen gefallen sind...

Aber noch mehr sind auf algerischer Seite gefallen...?

Tournier: Natürlich, viel mehr. Und dann ist die 5. Republik die Frucht dieser Periode. So habe ich das Thema angegangen. Bei mir gibt es immer zwei Etagen: die erste, eine Tatsachen-Ebene, dann die zweite, eine mythologische Etage. Und im «Goldtropfen» geht es um die besondere Beziehung zwischen Bild und Sinn. Sinn ist Schreiben und Sprechen. Denn das ist das grosse Thema. Der junge Gastarbeiter, der aus Nordafrika nach Frankreich kommt, stammt aus einer Zivilisation, die

grundsätzlich Anti-Bild eingestellt ist. Dieser Junge hat nun in Frankreich das Gefühl, in eine Welt der Bilder eingetaucht zu sein, in der er unterzugehen droht. Aber er wird gerettet, und diese Geschichte erzähle ich.

Als Sie vor zwei Jahren siebzig wurden, sollen Sie gesagt haben, Sie wollten nur noch sechs Jahre lang leben. Stimmt das?

Tournier: Ja, ich finde, das wird genug sein; auch mein Grossvater und mein Vater sind mit 76 gestorben. Ich finde, das reicht schon. Die meisten Leute, die ich bewundere, sind auch nicht älter geworden, *Flaubert, Balzac*; Goethe, nein, der doch. Wissen Sie, ich habe immer gedacht, das Schlimmste sei, wenn man körperlich hinfällig ist oder nicht mehr das Gedächtnis hat... aber das Allerschlimmste, und das wusste ich früher nicht, ist, wenn die Freunde sterben. Die Welt, in der man gelebt hat, ist kaputt und wird nicht wiederhergestellt. Das ist wie ein Haus, das man nicht mehr restauriert. Es regnet hinein, und man liegt im Bett, und das ist total egal. Das ist für mich die schlimmste Erfahrung: Das Altwerden. ♦

.....

Das Allerschlimmste, und das wusste ich früher nicht, ist, wenn die Freunde sterben.

.....

.....

Michel Tournier, *Der Wind Paraklet*. Aus d. Franz. v. Hellmut Waller, Hoffmann u. Campe, Hamburg 1979.

ders., *Kaspar, Melchior und Balthasar*. Aus d. Franz. v. Hellmut Waller, Hoffmann u. Campe, Hamburg 1983.

ders., *Der Garten des Vagabunden*. Aus d. Franz. v. Hellmut Waller, Verlag Hitzeroth, Marburg 1990.

ders., *Die Familie Adam*. Erzählungen, 2. Auflage, Fischer Verlag, Frankfurt 1991.

ders., *Gilles und Jeanne*. Erzählung, 2. Auflage, Fischer Verlag, Frankfurt 1992.

ders., *Von Abel bis Zwilling*. Aus d. Franz. v. Hellmut Waller/Joachim Meinert, Verlag Volk und Welt, Berlin 1992.

ders., *Die Könige aus dem Morgenland*, Aus d. Franz. v. Hellmut Waller, Verlag Hanser, München 1993.

ders., *Das Liebesmahl, Novellen einer Nacht*. Aus d. Franz. v. Hellmut Waller, Fischer Verlag, Frankfurt 1993.

ders., *Der Goldtropfen*. Roman. Aus d. Franz. v. Hellmut Waller, 3. Auflage, Fischer Verlag, Frankfurt 1993.

ders., *Zwillingssterne*, Roman. 6. Auflage, Fischer Verlag, Frankfurt 1994.

ders., *Der Erlkönig*, Roman 9. Auflage, Fischer Verlag, Frankfurt 1995.

ders., *Freitag oder Im Schosse des Pazifik*.

7. Auflage, Fischer Taschenbuch, Frankfurt 1996.

GOETHE UND DER REGENBOGEN

Dispersion – Herausforderung für einen Dichter

Ambros P. Speiser,

1948 Diplom als
Elektroingenieur an der
ETH Zürich, 1950–1955
Leitung der Gruppe für
den Bau der elektroni-
schen Rechenmaschine
ERMETH an der ETH,
1962 Titularprofessor.
1956–1966 Gründung
und Leitung des IBM-
Forschungslaborato-
riums, 1966–1987 Chef
der Konzernforschung
von Brown Boveri.
1970–1992 Mitglied
des Schweizerischen
Schulrats, 1987–1993
Präsident der Schwei-
zerischen Akademie
der Technischen Wissen-
schaften (SATW). Ehren-
doktor der ETH Zürich.

Der Regenbogen ist eine Brücke zwischen der geistigen und der materiellen Welt. Seit jeher waren Poeten fasziniert von der Schönheit dieses Naturphänomens und von den gefühlsmässigen Assoziationen, die es erweckt; seit jeher haben Naturwissenschaftler versucht, für die seltsame Erscheinung eine rationale Erklärung zu finden. Eine vollständige Beschreibung allerdings, die alle beobachteten Einzelheiten umfasst, liegt erst seit etwa zwanzig Jahren vor.

Unter den Naturschönheiten nimmt der Regenbogen einen besonderen Platz ein. Man kann ihn nicht, wie einen Sonnenaufgang, an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit aufsuchen, sein Auftauchen ist unerwartet, es lässt sich nicht vorausplanen. Glücklicherweise der Amateur-Fotograf, der im richtigen Moment eine gute Kamera zur Hand hat und dem vor einem passenden Hintergrund mit der richtigen ObjektivEinstellung eine Aufnahme gelingt: Gute Bilder von Regenbögen sind eine erfreuliche Bereicherung jeder Fotosammlung.

Ein Regenbogen entsteht, wenn die niedrig stehende Sonne auf eine Regenwand scheint; der Beobachter hat die Sonne im Rücken, er blickt in Richtung des Regens. Das Auffälligste am Regenbogen ist die Folge der Farben: rot, orange, gelb, grün, blau, indigo, violett. Diese Farben bezeichnet man als Spektralfarben, für die Reihe kann man sich das praktische Kennwort *Roggbiv* merken. Die rote Farbe findet sich am äusseren, die violette am inneren Rand. Der Bogenmittelpunkt befindet sich unter dem Horizont, ein Regenbogen kann nur bei niedrigem Sonnenstand entstehen, um die Mittagszeit gibt es also keine Regenbögen, und je niedriger die Sonne, desto höher ist der Regenbogen. Ausserhalb des *Hauptregenbogens* erkennt man oft einen etwas schwächeren *Nebenregenbogen*, in welchem die Reihenfolge der Farben umgekehrt verläuft – violett ist aussen, rot ist innen. Betrachtet man die ganze Erscheinung genauer, so erkennt man, dass die Region zwischen den beiden Bögen wesentlich dunkler ist als die übrigen Teile des Himmels; und auch wenn kein Nebenbogen

sichtbar ist, kann man deutlich erkennen, dass der Hauptbogen aussen eine dunkle und innen eine helle Seite hat. Die dunkle Zone hat den Namen *Alexandersches Dunkelfeld* erhalten, nach dem griechischen Philosophen *Alexander von Aphrodisias*, der diese Erscheinung erstmals im Jahr 200 n. Chr. beschrieben hat. Ein weiteres Merkmal sind die *sekundären Bögen* (auch *Interferenzbögen* genannt), abwechselnd grün und rosa, auf der Innenseite des Hauptbogens (und sehr selten auch auf der Aussenseite des Nebenbogens). Die sekundären Bögen sind wenig auffällig, aber ihre Existenz hat einen erheblichen Einfluss auf die Erarbeitung einer exakten physikalischen Theorie des Regenbogens ausgeübt.

Goethe versus Newton

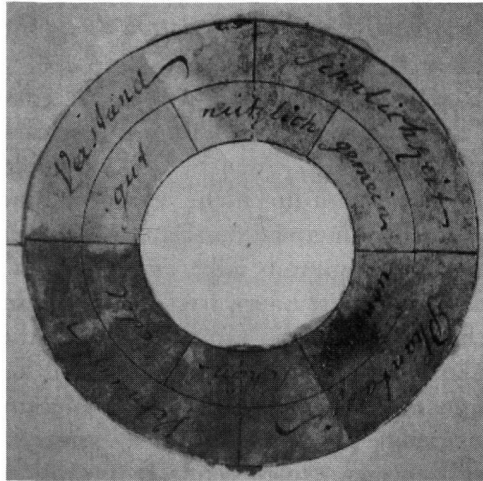
Heute ist es eine gefestigte Erkenntnis, dass der Regenbogen dadurch entsteht, dass die Sonnenstrahlen in die Regentropfen eindringen, im Innern reflektiert werden und wieder austreten. Dabei wird das weisse Licht in seine spektralen Bestandteile aufgespalten, man nennt diesen Vorgang *Dispersion*. Einmalige Reflexion erzeugt den Hauptbogen, zweimalige Reflexion den Nebenbogen. Aber diese Erkenntnis gehörte lange Zeit nicht zum Allgemeingut. Wer den historischen Gang verfolgt, den das Verständnis des Regenbogens genommen hat, kommt um das Thema «Goethe und der Regenbogen» nicht herum – zu deutlich und nachhaltig sind die Spuren, die *Goethes* Farbenlehre und sein Kampf gegen *Newton* hinterlassen haben. Goethe lehnte *Newtons* Lehre, wonach weisses Licht ein Gemisch

aus allen Spektralfarben ist, strikte ab, für ihn war das weisse Licht das Elementare; Farben entstehen dann, wenn sich hell und dunkel vermischen. Als Bestätigung diente ihm ein einfacher Versuch: Wenn man durch ein Prisma in Richtung der Zimmerwand blickt, so erkennt man an jeder Schwarz-Weiss-Kante Farbränder.

Es ist für den Gegenwartsmenschen, der in seinem täglichen Leben fast dauernd von Farbphotographien und vom Farbfernsehen umgeben ist, schwer, diesen Streit wirklich zu verstehen – man braucht nur eine Stelle auf dem Farbbildschirm mit einer Lupe genau anzuschauen, um Newton bestätigt zu sehen. Newtons Auffassung wird heute jedem Schulkind im verdunkelten Schulzimmer mit einer einfachen Apparatur demonstriert. Man muss sich aber vergegenwärtigen, dass diese Veranschaulichung Goethes nicht zugänglich war. Die heutigen, einfachen und überzeugenden Versuche konnte man nämlich erst ausführen, nachdem eine helle Lichtquelle von kleiner Abmessung zur Verfügung stand, und das war der *elektrische Lichtbogen*, der erst Jahrzehnte nach Goethes Tod ins Laboratorium Eingang fand. Vorher konnte man Versuche, die die Brechung und Dispersion von Licht zeigen, nur mit der Sonne als Lichtquelle ausführen. Damit war man jedoch in der Arbeit sehr eingeengt: Man benötigte ein verdunkeltes Zimmer mit passender Orientierung, man konnte nur bei Sonnenschein und geeignetem Sonnenstand experimentieren, die Sonne war dauernd in Bewegung, es bedurfte umständlicher Spiegel und Blenden, um exakte und reproduzierbare Beobachtungen zu machen. Goethe hat sich unentwegt über diese «Zauberstücke» lustig gemacht; er sagte, wenn man die Wahrheit zu finden trachte, müsse sich das Licht ungehindert entfalten können, man dürfe ihm keinen solchen unnatürlichen Zwang

antun, und er sprach den Experimenten jede Aussagekraft ab. Goethe ersann und beschrieb unzählige Versuche, um seine Sicht zu bestätigen, seine Farbenlehre umfasst über 1500 Textseiten. Der Regenbogen hat ihn ganz besonders beschäftigt. Er musste nämlich eingestehen, dass gerade dieses bedeutsame Naturphänomen in scheinbarem Widerspruch zu seiner Farbenlehre stand. Er hielt fest, dass er für die Entstehung des Regenbogens in der Tat noch keine Erklärung habe und dass dazu noch weitere, intensive Forschungen nötig seien.

Es ist sicher verfehlt, Goethes Farbenlehre als die dilettantischen Versuche eines Poeten in einem für ihn fremden Gebiet abzutun. Dazu war sein Bemühen viel zu ernsthaft, und dazu war vor allem seine Macht über die bedeutende Universität Jena, wo er vermöge seiner Stellung als hoher Staatsbeamter die Oberaufsicht über sämtliche naturwissenschaftlichen Institute innehatte, viel zu gross. Goethe befürwortete *eine Physik ohne Mathematik*; diese Forderung wurde zum Anliegen der deutschen romantischen Naturphilosophie, der sich auch *Hegel* und teilweise *Schopenhauer* anschlossen. Sein Kampf gegen die Lehre Newtons (der 100 Jahre vor ihm gelebt hat) wurde von ihm und den Mitstreitern mit Härte und Leidenschaft geführt, es liegt darin eine unübersehbare Tragik für die Beteiligten auf beiden Seiten. Vielleicht wurde von den Anhängern Newtons zu wenig beachtet, dass zum Wesen der Farben auch ihre *Wahrnehmung durch die Menschen* gehört und dass daher eine Farbenlehre nicht nur die objektiv messbaren physikalischen Vorgänge, sondern auch *physiologische und psychologische Zusammenhänge* einbeziehen muss. Tatsächlich enthält Goethes Farbenlehre eine Reihe grundlegender physiologischer Erkenntnisse. ♦



Johann Wolfgang von Goethe: *Farbenkreis zur Symbolisierung des menschlichen Geistes- und Seelenlebens* (1809).

Bildquelle: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, Inv.-Nr. 14047, Fotograf: Rolf Lenz, Frankfurt am Main.